



**Pikante und heitere Blätter.**

Erscheinen wöchentlich einmal.  
Bestellungen  
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch  
in 17 Hefen à 90 Pf.  
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:  
auf 1/4 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr  
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



**Zwischen  
zwei Stühlen.**

I.

Ganz Paris war in Aufregung. Man sprach nicht mehr von der großen Rede Bismarcks, noch von der Hauffe der Rio-Rente, noch von der Baiffe der Russenwerthe. Das „Garten-Theater“ sollte unter der neuen Direktion eröffnet werden, und zwar mit einer Reprise der neunhundertmal aufgeführten „Nichte des Herrn Gogo.“ Man erzählte Wunder von der Ausstattung des Stückes; die Aufführung

sollte eine fabelhafte werden und es wurde als eine Schmach betrachtet, bei dieser Aufführung „nicht gesehen zu werden.“

Was die Reprise vollends zu einem Sensations-Ereignisse ersten Ranges machte, war die Besetzung der beiden weiblichen Hauptrollen. Man war längst darüber im Reinen, daß der Part von „Fayette“ keiner Andern gegeben werden konnte als Josiane Sévrièr, diesem Gassenjungen im Weiberrock, der den Pariser Esprit auf der Spitze seines Näschens

balancirt. Aber man wußte nicht, wen man für „Madame Dämon,“ die andere Hauptrolle des Stückes wählen solle, bis man eines Tages durch die Zeitungen erfuhr, daß die schöne Annette Jabak, die erste Rivalin der Gévrier, eingewilligt habe, an der Seite ihrer Nebenbuhlerin auf den Brettern zu erscheinen. Das Publikum bildet sich ein, daß die Schauspielerinnen sich untereinander verabscheuen und nicht zusammentreffen können, ohne einander die Nase abzubeißen. Das Erstere ist wahr, das Letztere manchmal übertrieben.

Die beiden reizenden Schauspielerinnen kümmerten sich inzwischen um ihre eigenen Angelegenheiten und waren die besten Freundinnen. Doch Paris hätte sich Das nicht einreden lassen; denn der Theater-Direktor und die Billets-Spekulanten wären dann um ihr gutes Geschäft geprellt worden.

Endlich kam der große Tag; die Affichen kündigten die erste Aufführung der „Nichte Gogo's“ an, mit den Damen Annette Jabak und Josiane Gévrier in den Hauptrollen. Ganz Paris beobachtete jenes Stillschweigen, das den großen Ereignissen vorausgeht.

Am Morgen dieses Tages frühstückte Malicorne . . . Sie kennen ja Malicorne? . . . Malicorne, welcher . . . Malicorne, welchen . . . kurz, Malicorne, der nichts zu thun hat . . . also frühstückte Malicorne seiner Gewohnheit gemäß in dem eleganten Restaurant Vignon. Er frühstückte mit vorzüglichem Appetit und leckte sich eben die Lippen nach einem Glase Cherry ab, als der Kellner ihm einen Brief übergab, den man soeben gebracht hatte. Malicorne warf einen Blick auf die Adresse und erkannte die Handschrift der Blanche Taupier.

Alle Herren von der Lebewelt haben schon solche Briefe von Blanche Taupier erhalten. Sie sind auf perlgraues Papier geschrieben und tragen ihr Monogramm in Silberdruck mit dem Wahlspruch: „Alle für Eine, Eine für Alle.“ Es sind reizende Briefchen, deren erste Seite einen höchst angenehmen Eindruck machen würde, wenn nicht stets ein unvermeidliches „W. S. G. U.“ käme, das auf die zweite Seite verweist, welche immer folgendermaßen beginnt: „À propos! Erweise mir einen kleinen Dienst. Meine Schneiderin u. s. w.“ Einmal ist es die Schneiderin, ein anderesmal der Schuhmacher, ein drittesmal der Tapezierer, aber der Dienst ist immer der nämliche.

Malicorne, als erfahrener Mann, las gleich die zweite Seite, wo in breiten, festen Zügen (die Frau verräth sich immer in ihrer Schrift) Folgendes zu lesen stand:

„À propos! Erweise mir einen Dienst. Ich will heute der Gévrier applaudiren. Es scheint, daß sie heute Abend die Jabak in ihre Tasche stecken wird, und da will ich dabei sein. Bringe mir eine Loge.“

Malicorne runzelte die Stirne. Nicht als ob der Kauf einer Loge ihn erschreckt hätte. Allein, er war am vorhergehenden Tage bei der Baronin des Entournures zu Besuch gewesen, einer kleinen blonden Frau mit schwarzen Augen, der er eifrig den Hof machte und die ihm Folgendes gesagt hatte:

„Gut, ich komme übermorgen zu Ihnen. Aber vorher will ich mich unterhalten. Ich habe ein wahnsinniges Verlangen, der Jabak in der „Nichte des Herrn Gogo“ zu applaudiren. Ich bin überzeugt, daß sie die Gévrier in die Tasche stecken wird und bei diesem schönen Anblick will ich dabei sein.

Bringen Sie mir eine Loge und wenn Sie artig sind, dürfen Sie mich nach Hause begleiten.“

Malicorne brachte die Loge — eine gerade Zahl, rechts. Sie hatte schweres Geld gekostet, aber er hatte sie sich verschafft. Es war nicht so leicht, sich eine zweite zu verschaffen. Und doch konnte er der Baronin des Entournures nicht zumuthen, daß sie der Blanche Taupier in ihrer Loge Gastfreundschaft gewähre. Andererseits wollte er es auch mit Blanche Taupier nicht verderben; denn er hatte ein Faible für diese kleine Brünnette mit den blauen Augen, die so angenehm über die Liebe und die Schneiderin zu plaudern wußte. Bah! er wird schon noch eine zweite Loge finden. Er bezahlte seine Rechnung, zündete sich eine Havanna an und lenkte seine Schritte nach dem „Garten-Theater“.

Malicorne ging geradenweges in das Kabinet des Direktors, denn Malicorne hat überall Eintritt. Er fand im Vorzimmer eine dichte Menge von Schriftstellern, einflußreichen Journalisten und Politikern, die alle der Gunst harren, zum Direktor eingelassen zu werden.

Er setzte sich ohne Umstände, sprach eine Viertelstunde von allen möglichen Dingen und ging dann mit seiner Loge in der Tasche, — eine ungerade Nummer links — eine Loge, die soeben dem chinesischen Gesandten verweigert worden war. Der Gesandte hatte sich nach der ersten Verneinung gefügt, Malicorne aber wäre vier Stunden da geblieben und Das wußte der Direktor.

Vom Theater zu Madame des Entournures ist nicht weit; sie wohnt am Boulevard Haupmann. Die kleine Baronin ist Wittwe, oder ihr Mann ist auf Reisen. Malicorne wurde ausgezeichnet gut empfangen. Die schöne Bertha war so froh, Madame Jabak, ihre Lieblings-Sängerin applaudiren zu können, daß sie ihrem Wohlthäter schier an den Hals flog und ihn einlud, einen ganzen Akt in ihrer Loge zuzubringen.

Malicorne würde sich glücklich geschätzt haben, während eines ganzen Aktes den reizenden Inhalt des weit ausge schnittenen Leibchens der Baronin betrachten zu dürfen; allein der Gedanke an Blanche Taupier, die gegenüber sitzen und ihn beobachten würde, hinderte ihn, die Einladung anzunehmen.

— Nein, sagte er; ich will Sie nicht kompromittiren. Ich werde in den Zwischenakten kommen, um Ihnen guten Abend zu sagen.

— Und ich zähle auf Sie, daß Sie mich heimbegleiten. Ich liebe es nicht, allein das Theater zu verlassen. Auf Wiedersehen heute Abends!

Zehn Minuten später war Malicorne im Boudoir der Blanche Taupier. Er ward daselbst ebenso vorzüglich aufgenommen wie bei der Baronin, mit dem Unterschiede, daß Blanche ihm wirklich an den Hals flog.

— O, mein Schatz, wie reizend Du bist! Ich werde die Gévrier sehen, wie sie die Andere in den Grund bohrt! Du kommst mit mir?

— Ich werde Dich ins Theater führen.

— Du kommst in meine Loge?

— In die Loge? Nein; Das nicht.

— Warum nicht?

— Ich will Dich nicht kompromittiren.

— Wie?

— Nein, nicht so. Aber, mein Onkel, der Admiral, wird da sein.

— Was kümmert mich Dein Onkel, der Admiral?

— Aber mich kümmert er! Du weißt: die Herren zur See begreifen gewisse Gewohnheiten der Landratten nicht. Und da er sehr reich ist, mein Onkel, der Admiral . . .

— Gut, gut. Aber Du wirst mich doch wenigstens während der Zwischenakte besuchen?

— Aber ja!

II.

Der Saal des „Garten-Theaters“ war so voll, daß nicht Sarah Bernhardt hätte zu Boden fallen können. Die großen Klubs sind durch ihre bekanntesten weißen Kravaten vertreten. Zwei Lager haben sich gebildet: das der Jabak-Anhänger und das der Verehrer der Gévrier. Man sieht, daß es eine offene Fehde zwischen ihnen gibt. Die Jabak — die Gévrier! Malicorne allein ist nicht von dem allgemeinen Fieber ergriffen. Er ist der Freund beider „Sterne“ und wird es so einzurichten wissen, daß die Vorstellung zu einem vollen Erfolg Beider wird. Einen Sperrsiß am Mittelgang innehabend schießt er bald rechts bald links zu den Logen hinauf, um es weder mit der Baronin, noch mit Blanche Taupier zu verderben.

Nach dem ersten Akte klopfte er bei Blanche Taupier an. Vorsichtigerweise setzte er sich im Hintergrunde der Loge nieder. Blanche war entzückt.

— Hast Du die Gévrier gesehen? Welcher Chic! Die Andere kann „einpacken“.

— Geduld! Laß die Jabak nur erst auftreten.

— Willst Du sie etwa vertheidigen?

— Gott bewahre mich davor!

— So ist's recht. Aber komm doch näher. Du machst ein wahres Büßergesicht.

— Mein Onkel, der Admiral . . .

— Ach ja. A propos! Im nächsten Zwischenakte mußt Du nicht kommen. Mama wird da sein und ich weiß, Ihr könnt einander nicht ausstehen. Begleitest Du mich nach Hause?

— Vielleicht; wenn nicht mein Onkel, der Admiral . . .

— Gut, gut. Also in jedem Falle morgen. Meine Schneiderin hat mir geschrieben . . .

Malicorne war schon fort. In der nächsten Minute fand er sich in der Loge der Baronin. Diese reichte ihm freundlich die Hand und sagte:

— Nicht viel los mit der Gévrier. Die Jabak hat die Partie gewonnen.

— Jofiane war nicht übel.

— Wollen Sie sie vertheidigen?

— Gott beschütze mich davor!

— Ich würde es Ihnen auch nicht rathen. Doch Sie stehen da an die Wand gelehnt; setzen Sie sich zu mir!

— Nein; ich bin eifersüchtig um mein Glück und will nicht, daß auch Andere es kennen lernen.

— Nun, so freuen Sie sich rasch Ihres Glückes, denn im nächsten Zwischenakte werde ich andere Besucher haben und will dann nicht, daß Sie hier gesehen werden.

— Gut; aber nachher?

— Nachher? Freilich! . . . Ich habe meinen Wagen

nicht bestellt; Sie werden mir den Ihrigen leihen müssen. Doch, man beginnt: auf Wiedersehen!

Malicorne ging freudestrahlend.

Der zweite Akt war ein einziger Triumph. Die beiden angeblichen Rivalinen umarmten sich auf offener Scene. Unter so bewandten Umständen gab es für die beiden Lager keinen Grund mehr, nicht Dasselbe zu thun. Alle Welt schloß Frieden, nur Blanche Taupier und die kleine Baronin nicht. Die Eine applaudirte nur der Gévrier, die Andere nur der Jabak.

Es kam der zweite Zwischenakt. Da beide Logen ihm verschlossen waren, begab sich Malicorne auf die Bühne. Zunächst suchte er das Ankleidecabinet der Jabak auf. Das Vorzimmer zu demselben war mit Blumen und bewundernden jungen Leuten angefüllt. Es gelang Malicorne, über die Köpfe Aller hinweg der Jabak ein Bravo zuzurufen. Die Jabak nahm die Komplimente von zwölf Klubmen, zehn Journalisten und dem Fürsten L., einem bekannten Beschützer der Künste entgegen. Sie hatte für Jeden einen dankbaren Blick, ein bezauberndes Lächeln.

Nun eilte Malicorne, quer über die Bühne gehend, zur Ankleideloge der Gévrier. Er traf auch hier ein Heer von Bewunderern — es waren nicht die nämlichen Leute, aber man konnte sich leicht täuschen — und Fürst L., der unvermeidliche Beschützer der Künste, war auch da. Jofiane war glücklich, der Fürst war glücklich, Malicorne war glücklich — es war ein herrlicher Abend!

III.

Im dritten Akte steigerte sich das allgemeine Entzücken bis zur Begeisterung. Das berühmte Duett der beiden Künstlerinnen mußte eifsmal wiederholt werden und nachdem der Vorhang gefallen, wurden sie siebenmal gerufen und sie erschienen selig lächelnd, Hand in Hand, vor der Rampe. Malicorne sah Dies nicht mehr, denn er stand im rechtsseitigen Logengang und harrte in fieberhafter Ungeduld auf die kleine Baronin. Als sie endlich aus der Loge trat, eingehüllt in eine prächtige Sortie de bal von rothem Stoffe, das seine Blondköpfchen mit einem weißen Spizentuche bedeckt, eilte er mit gekrümmtem Arm auf sie zu. Allein, ihn traf ein eisiger Blick und die Baronin sprach:

— Unnötig, mein Lieber! Frau von Frimont wird mich nach Hause bringen. — Dann fügte sie etwas leiser, mit schlecht verhehlter Mißachtung hinzu: Fürst L. hat Sie in der Loge der Gévrier gesehen!

Und sie schwebte davon, Malicorne vernichtet unter der Wucht seines Verbrechens zurücklassend.

Nach einer Weile sammelte er sich wieder und sagte sich:

— Bah! Umso schlimmer für sie. Suchen wir Blanche Taupier auf!

Und durch die herausströmende Menge sich zwängend, stürzte er nach dem linksseitigen Logengang, wo er Blanche am Arme ihrer ehrwürdigen Mutter traf. Mit der Bitterkeit eines schmählich verrathenen Weibes rief sie ihm entgegen:

— Du kannst gehen, Kleiner! Der Fürst hat Dich bei der Jabak gesehen!

Und sie verschwand, begleitet von einem Geflüster der Bewunderung und einer großen Staubwolke.

Innige Freundschaft.



— Wenn wir nur Einen finden, mußt Du ihn mir überlassen, Liebste!  
 — Warum?  
 — Du willst nur soupiren, ich aber erwarte morgen meine Puhmacherin.

Stille Gedanken im Stadtparke.



**Er:** Heute habe ich mich als bekümmertes Wirtver drapiert . . . . Aber es will keine anbeißen! . . . . Wo werde ich zu Mittag essen?

**Sie:** Der Himmel sagt kein Wort! Wenn er nicht den Hut mit den Händen hielt, würde ich glauben, er wolle mir die Börse ziehen . . . . Da würd' er schön ankommen.

Malicorne stand einen Augenblick wie betäubt da. So viel Unglück genügt wohl, um einen Mann niederzudrücken. Allein, Malicorne war eine starke Seele und fand sich bald wieder.

— Bah, brummte er; man soll nicht sagen, daß ich leer ausgegangen bin.

Und er begab sich in das Vestibule, wo es immer ein Duzend Damen gibt, die sich „verspätet“ haben und den Arm des erstbesten Begleiters annehmen.

**V. V.**



**OUJOUX.**

Alle seine graue Weisheit gäbe mancher Alter um eine Stunde grüner Jugendeselei.

Sehr große Entwürfe scheiterten schon durch die Verzögerung — um eines Weibes wegen.

So manche Frau, die einen geistreichen Mann hat, weiß nichts Besseres zu thun, als nach den Vorbeeren Kantippens zu trachten.

Manches Weib sucht einen Mann zu ihrem Sklaven zu machen und wird schließlich dessen — Sklavin.

Mancher schafft sich nur eine Geliebte an, um auch als ein — Schwerenöther zu erscheinen.

Die Prostitution hat der Mensch vor dem Thiere — voraus.

Oft wird eine Frau nur deshalb untreu — um nicht für — einfältig gehalten zu werden.

Manchen Frauen ist es weniger um das süße Glück der Schäferstunde zu thun, als darum, in der Welt für — gefährlich zu gelten.

Frauen sind fromm, ernst, arbeitsam, leichtsinnig, emancipirt — je nachdem es die Mode des Tages mit sich bringt.

**Eduard Fedor Kastner.**

Spinnstuben-Geschichten.

Von Sidonie.

VI. D' hoamlichj Liab.

Die Gregori-Mand'l ist eine hübsche, stolze Dirn, die sich nicht leicht etwas vergibt; weiß sie ja, daß es ihr weder an körperlichen Reizen, noch an Geld fehlt. Ihre Zurückhaltung ist aber noch durch etwas Anderes bedingt. Sie ist zu kühl und berechnend, als daß sie der Liebe gar so leicht verfallen könnte, denn sie weiß, daß die Bursche nichts von Treue wissen und wenn sie Einer verliebt anschaut, wirft sie stolz die Lippen auf und dreht ihm den Rücken.

Es war am Kirchweihstag, der in den Spätsommer fiel, als auch die Gregori-Mand'l sich wie die Anderen im Tanze drehte.

Am Podium der Musikanten saß diesmal ein blonder fremder Bursche, der fleißig die Geige strich. Die Mand'l sah ihn gar nicht, er aber hielt, während er ihr und den Anderen zum Tanze aufspielte, seine brennenden Augen fortwährend auf sie gerichtet.

Keine der Dirnen schien ihm so schön, als sie, die eben jetzt mit kühler Miene gerade unter seinem Sitze stehen bleibt. Er kann das Auge nicht von ihr wenden. Eine Freundin tritt zu ihr.

„No“ sagt sie „daß D' do' tanzt heut! Bist alsdann guat aufg'legt?“

„Zweg'n was soll i denn net guat aufg'legt sein? fehlt mir ja nix.“

„So — 's Besti fehlt Dir und desweg'n laßt a d' Nas'n häng'n, wann's Dir's glei net merk'n laß'n willst.“

„Was moanst?“ fragt hochmützig die Mand'l.

„A Schatz fehlt Dir. Woast's eh selber.“

„I brauch koan!“

„Geh, red' net so hart! Bist 'leicht koan richtigi Dirn?“

„Das wohl — aber 'n richtig'n Buam hab' i no net g'fund'n!“ entgegnet die Mand'l stolz.

„No, Dir wird ma halt an mal'n mitaß'n, weil Dir a lebendiger net guat gnua is. Sag halt wie er ausschau'n mitaßt. I moan, 's mitaßt a schwer goldener sein“, spöttelt die Freundin.

Die Mand'l seufzt und legt ihre Hand auf den Arm der Spöttlerin.

„Na, koan goldenen Buam möcht' i net, was thät i denn mit ihm? Dan Buam aber möcht' i, der nur mir g'hört, der net von Daner zu der Andern rennt, weil's eahm all's oans is, was er für a Schürz'n derwischt. Os halt's mi für hölzern und moants, daß i nix g'spür' und nix will — aber Das is net so, nur der Rechi is no net kumma.“

Weich und stolz zugleich klingt des Mädchens Stimme, als sie diese Worte spricht.

„Wie mitaßt denn der Rechi nacha sein?“

Mand'l seufzt.

„Des woast i net, aber hoast mitaßt ma werd'n, wann ich 'n secht (sehen würde); mein Herz mitaßt ma wohl und weh thuan z'gleich und meini Arm mitaßt'n sich ausstrecken nach ihm ob i wollt oder net!“

Die Freundin der Mand'l lachte laut auf. „Du bist schier narrisch 'word'n!“ meinte sie und ging wieder zum Tanz.

Der blonde Geiger neigte sich noch immer weit vor und schaute mit verlangenden Augen auf die Mand'l.

Diese verschwand bald aus dem Tanzsaale und als nach einigen Stunden das Kirchweihfest zu Ende war, ging der Geiger sinnend heim. Er hatte inzwischen erfahren, wer die hübsche Dirn war. So hoch durfte er nicht langem, der arme Geiger und Geigenmacher; deshalb hatte ihn die Aufklärung traurig gemacht.

\*

Vor einigen Tagen war er in's Dorf gekommen um sich da bei einer Muhme, die ihn zu sich gerufen, niederzulassen.

Er war auf dem Heimweg und fast schon zu Hause. Ganz still und tiefdunkel war die Nacht, darum sah er es ganz deutlich, daß hinter den schlecht passenden Latten eines Stadels plötzlich helles Licht entstand.

Der Stadel stand mitten in einer Wiese, welche zu einem großen Gehöfte gehörte, das herunter an der Straße lag.

Daß es so war, bewies der Zaun, der Gehöft und Wiese umschloß.

Der Geiger-Toni überlegte nicht lange; mit einem Satze war er über der Planke und in wenigen Augenblicken hatte er den Stadel erreicht. Er nahm sich nicht Zeit, die

Leute drüben im Hause zu wecken, er hoffte, daß Dies schon des Haushundes Gebell bewerkstelligen werde. Er wollte nur rasch den Stadel erreichen, denn er hörte darin Jammerlaute.

Als er ihn erreicht, reißt er das Thor auf und bleibt geblendet stehen. Es brennt hier lichterloh und im hellen Lichte steht — ein krankes Lamm am Arme haltend — die schöne Dirn, der seit heute die Gedanken des Geigers folgen.

Sie ist kaum bekleidet und kaum erschrocken. Das Lamm aber blökt und stößt Jammerlaute aus. Mand'l wartet, bis die Strohbindel, die zwischen ihr und dem Thore brennen — in Asche gesunken sind — sie meint dann hinauszutönnen. Aber neue Bündel fallen nieder, entzünden sich und versperren ihr den Ausgang.

Eben will sich das Mädchen anschicken, über sie hinweg zu springen, um das Thor zu erreichen, da wird dieses aufgerissen und ein bildschöner Mann steht vor ihr. Sie sieht seine blauen Augen leuchten und seine Wangen erglühen, sie fühlt, daß ihr eine bisher unbekannte Erregung fast den Athem nimmt und hätte sie nicht das kranke Thier in den Armen — sie müßte ihm diese entgegenstrecken.

Mit einem Satze steht er neben ihr, hebt sie empor und trägt sie durch die Flammen. Das Lämmlein quitscht und zappelt — denn er preßt es sammt dem Mädchen eng an sich. Nun läßt er beide auf den Rasen nieder und schlägt das Stadelthor zu, um dem Feuer den Luftzug abzuschneiden.

Durch die Bretterfugen aber fällt genug Licht auf die Mand'l. Auf ihrem Nacken tanzt es, küßt ihre Veine, die ein kurzes Röckchen kaum zur Hälfte deckt, und läßt den verliebten Geiger sehen, daß die hübsche Dirn, die jetzt erst recht erschrocken und erregt ist, die Arme nach ihm ausstreckt. Da zieht er sie stürmisch an seine Brust.

„Warum schlafst net im Haus unten?“ fragt er sie.

„I hab' beim Hansl bleib'n woll'n, weil er sich's Hazl broch'n hat.“

„Häst's bald bereu'n mitaß'n!“ raunt er ihr zu und streichelt zärtlich ihre Arme.

Sie schmiegt sich zitternd an ihn und seufzt. „I bereu's aber net,“ sagt sie leise und läßt sich widerstandslos von dem Fremden umarmen und küssen.

\*

Als die Leute aus dem Hause kamen, war der Geiger-Toni verschwunden. Niemand weiß, daß die Mand'l einen Helfer gefunden, — einen Helfer und einen Bezwiner zugleich.

Doch nein, Letzteres nicht. Als sich ihr später bei dieser oder jener Gelegenheit der Geiger-Toni nähern wollte, wies sie ihn so hochmützig ab, wie sie alle anderen Bursche abgewiesen hatte.

Der Winter kam und mit ihm die Abende, welche die jungen Dörfler vereinte.

Schon am ersten Abend beim G'stetterbauern war der Geiger-Toni der Mand'l nachgegangen und hatte sie knapp vor dem Wolfsgruber-Gute erreicht.

„Bist harb auf mi?“

„Na — hast mir ja nix 'than.“

„Was schaust mi denn nacha gar net an?“

„Bist wie die Anderen und de schau i a net an.“

„Warum wie die Anderen? Kenn' i 'leicht a jeder Schürz'n nach?“

Die Mand'l stutze.

„Lebst eppa wie a Geistler?“ (Geistlicher.)

„Na, Das sag i net. Bin a koan Geistler, bin a freier Mann und für de san d' Weiber auf der Welt.“

„Alli Weiber für an Jed'n!“ höhnt die Mand'l und er entgegnet ihr:

„I hätt' schon mit Daner gnua, aber mein mitaßt i' g'hörn, ganz mein und a ganz allani mein.“

„Laß mi aus?“ ruft sie zornig, da er sie an sich zieht.

„Was bist denn gar a so g'schamig? Hab i Di net

schon amal bußt? Hab i Di net schon amal ganz a so g'feg'n, wie a Bua sonst nur sein Schatz siecht?"

„Eb'n desweg'n kann i Di net leid'n.“

„Sei nur net gar z' stolz! I moan, i hab no nix verlangt von Dir, brauchst alsdann net grob z' sein. Das Vußl damals muuß mir halt gnua sein dafür, daß i Dir beizg'sprung'a bin. Bist a nothigi Dirn, zahlst schlecht.“

„I hätt' Di net 'braucht!“ fährt sie auf.

„Kann schon sein, kann aber a sein, daß D' dortmals umkumma wärst.“

„Moanst?“

„G'wiß moan is und d' Anderen sag'n 's ja a. Aber red'n mir net davon, wann Di koan a n d e r s Feuer brennt — dann, Mandl, will i nix von Dir.“

Er ließ sie stehen und ging heim.

\*

In der nächsten Zeit merkte er, daß die Mand'l ihr Benehmen änderte. Er gab sich aber den Anschein, als ob er es nicht merke, stellte sich auch, wiewohl er innerlich jubelte, traurig und wich recht auffallend allen Dirnen, aber auch der Mand'l aus.

An den Samstag-Abenden war er der Stillste, kam auch zuweilen gar nicht und dann war sie unruhig und ging verdrossen und gekränkt heim.

Dann kam ein Samstag, an welchem ihr Vater die jungen Leute zu sich lud.

Dieser Abend gestaltete sich lustiger, als alle früheren und auch die Mand'l war heiterer als sonst, denn der Geiger-Toni spielte und sang und war der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Nur wenn sie in seine Nähe kam, wurde er ernst und traurig — sie aber war völlig übermüthig und neckte ihn, wo sie konnte.

Endlich brachen die jungen Leutchen auf. Der alte Wolfsgruber war schon schlafen gegangen und so leuchtete ihnen die Haustochter selber hinaus. Der Geiger-Toni brauchte am längsten zum Einpacken seiner Geige und daher kam es, daß endlich nur mehr er und die Mand'l im Hause und wach waren.

Es war ihm schwer genug, den Ruhigen zu spielen, doch konnte er nur so das stolze Mädchen gewinnen und daher nahm er sich gewaltig zusammen.

Endlich stand er an der Thür; eben löschte die Mand'l das Licht aus.

„Was thuast?“ fragte er stehen bleibend. „Jetzt find, i net aufi.“

„I werd' Di schon führ'n. Komm nur!“ sagt die Mand'l und ergreift dabei seine Hand. Sie führt ihn richtig hinaus. Es ist stockfinster im Flur. Bei einer Thür halten sie, das Mädchen öffnet leise. Es schlägt ihnen aber nicht die Winterluft entgegen, nein, wohligh warm ist's und aus der Oeffnung des Ofens strahlt helle Gluth.

„Was thuast da?“ fragt mit unterdrücktem Jubel der Geiger.

Das Mädchen streckt ihm die Arme entgegen und sagt stockend:

„Bleib da, Toni! I hab mir's überlegt, was D' neu li g'sagt hast. I — i will Dir nix schuldi sein.“

„Ah! so is net g'moant, Dirndl. Wanns D' nur Schuld'n zahlst mit Deiner Liab, da kumman mir zwoa niemals net z'samm!“ entgegnet ihr der Bursche und wendet sich kurz der Thüre zu. Da fühlt er sich umschlungen.

„Warum machst mir's denn gar so schwer?“ flüstert ihm die Mand'l zu. „Alsdann na, net mein Schuld will i zahl'n, nur weil i Di gern hab, sollst bei mir bleib'n.“

„Mand'l, is denn mögli?“

„Ei freili, und . . . und a aus Angst. Bist ja koan Geistler net und wann i Di net in mein Kammer laß — dann gehst zu oaner Andern.“

## Erste Liebe.

Welch' Gegensatz! Im Lampenlicht  
Des Abends auf den Brettern,  
Hört' ich Dich hübschen, kleinen Wicht  
Mand' keddes Liedlein schmettern.  
Du schwabtest gar so tollen Kuhl  
Und sangst so lustig und frivol,  
Als ob Dir gar nichts heilig bliebe:  
Du warst ja meine erste Liebe!

Doch später, wenn das Spiel vorbei  
Und Du Dich umgezogen,  
Dann war die lust'ge Titanei  
Aus Deinem Kopf verflogen.  
Dann schautest Du so traurig drein  
Und seufztest tief und sangst allein,  
Als ob Dich Kummer dazu triebe:  
Du warst ja meine erste Liebe!

Sadubrand.

## Barmherzigkeit.

Novelle

von

Satanello.



I.

An einem bitterkalten Jänner-Nachmittag fuhr Baronin Marcelline vom Eislaufplatz nach Hause. Ihr mit zwei prächtigen Apfelschimmeln bespannter Phaeton war eben im Begriff, in die Thoreinfahrt einzulenken, als Marcelline einen jungen Mann bemerkte, der nur mit einem dünnen Röckchen bekleidet, an eine der Marmorsäulen gelehnt stand, welche das Portal ihres Hôtels flankiren.

So viel sie im Dämmerlichte sehen konnte, hatte der Jüngling ein feingeschnittenes Antlitz, flammende, schwarze Augen, gelocktes, schwarzes Haar, das sich in einzelnen, regellosen Strähnen auch über die bleiche Stirne legte. Der Jüngling

mochte an fünfundzwanzig Jahre zählen und war in seinem Aeußern vernachlässigt, augenscheinlich ein Nothleidender, der, nach seiner ganzen Erscheinung zu urtheilen, eines bessern Loses würdig wäre.

Im Herzen der Baronin Marcelline regte sich die Barmherzigkeit.

Sie rief den Pförtner herbei, der eben daran ging, die Laterne unter der Einfahrt anzuzünden.

— Dort, an die Säule gelehnt, steht ein junger Mann.

— Zu Befehl, Frau Baronin.

— Schicken Sie ihn zu mir hinauf. Sagen Sie ihm, ich wünsche mit ihm zu reden.

II.

Zehn Minuten später war die Baronin in ein elegantes Peignoir gehüllt; eben wollte sie sich ans Piano setzen, als ihre Jofe eintrat.

— Madame, der gewisse junge Mann . . .

— Ah, ich hatte schon vergessen!

Die Baronin nahm einen Gegenstand von einem nahen Tischchen und eilte dann in den Salon.

Der Gegenstand in ihrer Hand war eine kleine Geldbörse. Allein, als sie den jungen Mann von vorhin erblickte, der mit dem Hute in der Hand, in bescheidener Haltung, aber mehr den Ausdruck der Neugierde als den der Unterthänigkeit in den Mienen zeigend, an der Thüre stand, da gerieth sie in Verwirrung und verbarg rasch die Geldbörse in ihrer Tasche.

— Ich habe Sie bitten lassen, mein Herr . . . begann sie.

Mit tadellosem Anstande verneigte sich der junge Mann.

— Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein, Frau Baronin?

Marcelline ward immer mehr verlegen. Mit mädchenhafter Befangenheit stammelte sie:

— Ich weiß nicht . . . vorhin, als ich Sie unten sah, schien es mir . . . und auch jetzt . . .

Der bleiche junge Mann ward noch um eine Schattirung bleicher.

— Fehlt Ihnen etwas? fragte Marcelline theilnahmenvoll, indem sie näher trat.

Der Jüngling versuchte zu lächeln.

— Eine Bagatelle, Madame. Nichts weiter als . . .

— Sprechen Sie es nur aus, ich bitte.

— . . . als daß ich seit zwei Tagen — nichts gegessen habe.

Und indem er so sprach, begann er auf den Beinen zu wanken und suchte unwillkürlich mit der Hand nach einer Stütze.

— Armer junger Mann! . . . rief die Baronin. Da, nehmen Sie!

Und sie holte rasch aus ihrer Tasche die kleine Geldbörse hervor und reichte sie dem jungen Mann hin.

Der Jüngling streckte aber nicht die Hand darnach aus, sondern sagte nach kurzem Zögern:

— Ich danke Ihnen, Madame. Sie sind ein Engel an Güte . . . Allein, nicht der Hunger ist das Unerträglichste.

Er verneigte sich wieder und wandte sich zur Thüre.

Marcelline zögerte eine Sekunde. Dann eilte sie dem Jüngling nach und sagte, seinen Arm leise berührend:

— Sie haben Recht . . . Vergeben Sie mir . . .

Aber eine Einladung zum Mittagessen können Sie nicht zurückweisen.

III.

Eine Viertelstunde später saß Theodor an einer lufthaltigen Tafel und speiste mit einem Appetit, der ganz den eben überstandenen zweitägigen Fasten entsprach.

Baronin Marcelline saß ihm gegenüber und während sie dann und wann einen Bissen in den Mund schob, betrachtete sie mit Wonne die Verheerung, welche der Jüngling unter den Gansleber-Pastetchen anrichtete. Er sah jetzt aus, als ob man ihn ausgewechselt hätte. Sein Gesicht, vor einer halben Stunde eingefallen und mager, schien jetzt voll und rund, seine Glieder, vorhin matt und träge, schienen jetzt elastisch und biegsam. Aus seinen Augen strahlte die Zufriedenheit des gesättigten Magens.

Jetzt leerte er auf einen raschen Zug ein Glas Madeira und nachdem er das Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte, sprach er:

— Es ist möglich, daß Sie mich vom Hungertode gerettet haben, Frau Baronin. Doch glaube ich nicht, daß Sie mehr über mich erfahren wollten, als meinen Namen, den ich Ihnen schon genannt habe. Sollten Sie aber dennoch begierig sein . . .

Marcelline nickte zustimmend mit dem Köpfschen.

Theodor schien einen Augenblick nachzudenken; dann warf er die Locken von der Stirne zurück und sprach:

— Ich bin ein armer Gringoire, Baronin . . . Woher ich stamme? Möglich, daß eine Frau mich geboren; aber es ist auch nicht unmöglich, daß ich von einem Sterne herniedergefallen bin, wo ich sicherlich besser aufgehoben war, als hier. Wohin ich gehe? Weiß ich es? Vielleicht zu einem andern Sterne, wo Wesen leben, die keiner Nahrung bedürfen und dann wird es mir dort wieder wohl ergehen. Doch werde ich mich fortwährend nach der Erde zurücksehnen, auf der ich so viel leide und ohne die ich dennoch nicht leben kann, wie es scheint . . . Mir ist, als würde ich jetzt nicht zum ersten Male auf Erden wandeln, als wäre ich schon unzählige Male hier gewesen, inmitten uralter, begrabener, vergessener Zivilisationen, die jetzt mit den Trümmern von Ninive und Memphis ausgegraben werden . . . Vor zweitausend Jahren hieß ich Kalidasa, und umgeben von der üppigen Vegetation Indiens, schlug ich die Tschadra zu dem sinnberückenden Tanze der Bajaderen . . . Viel später perlte Chier Wein in meinem Becher und ich leerte ihn auf die kriegstüchtige Jugend Roms. Viele Jahrhunderte später schlug ich unter dem Namen François de Villon die Feier der Troubadoure und ergötzte mit meinen Gefängen die drallen Dirnen der Provence. Möglich auch, daß ich mit hungrigem Magen Aldies nur träumte und in Wirklichkeit nicht mehr und nicht weniger bin, als ein namenloser Poet, der noch immer mit dem Dunkel des Ungekanntseins kämpft . . .

Mit der andächtigen, stummen Bewunderung der Frauen

hing Marcelline an dem durchgeistigten Antlitz des Jünglings. Endlich fragte sie leise:

— Könnte ich etwas für Sie thun?

Theodor dachte einen Augenblick an die kleine Geldbörse und erröthete. Nach kurzem Nachdenken sagte er dann:

— Ob Sie für mich etwas thun könnten? Alles, Baronin. Sie könnten mich aus dem Dunkel emporheben!

— Wieso? Ich will es thun.

— Ich habe ein Drama. Lesen Sie es und bahnen Sie ihm den Weg zum Publikum. Die Hindernisse, die meinem Werke den Weg zur Bühne verlegen, sind für mich Felsen, für Sie leichte Federn, die Sie mit einem Hauche Ihrer Lippen verschwinden machen.

— Gut; ich will die Hindernisse auf Ihrem Weg zum Ruhme beseitigen. Aber was wollen Sie anfangen, bis Ihr Drama zur Aufführung kommt?

— Ich will mich mit Hoffnung nähren!

— Schön. Aber versprechen Sie mir, daß Sie, wenn die Hoffnung sich als eine allzu dürstige Nahrung erweisen sollte, ein Darlehen nicht zurückweisen werden. Allmonatlich werden Sie bei meinem Bankier eine kleine Summe begeben, die Sie mir später zurückerstatten werden. Nun, sind wir einig?

Und sie reichte ihm lächelnd das flache Händchen hin.

Theodor neigte sich herab und küßte in stummem Danke diese Hand.

Die Baronin befahl dem Diener, den Champagner aufzutragen.

#### IV.

Der Schaumwein erzeugte in Beiden rasch eine rosige Stimmung. Sie vergaßen bald des großen Abstandes, der im Leben sie trennte; ein vertraulicher, kameradschaftlicher Ton entwickelte sich in ihrer Unterhaltung.

Sie kamen auf die Liebe zu sprechen.

— Gestehen Sie nur, sagte Marcelline lachend, daß Sie schon vielen Frauen den Kopf verdreht haben. Das gehört eigentlich zu Ihrem Metier.

— Zu meinem Metier? Daran habe ich niemals gedacht. Wohl sollten die schönsten Frauen der Welt uns gehören. Sind wir es doch, die die ewigen Lieder der Liebe singen und die flüchtigen Wonnen des Augenblicks in unsterblichen Dithyramben verewigen. Aber ach! Sie vergessen, Baronin, daß wir armen Gringoiros mit Namenlosigkeit und Glend kämpfen. Was mich betrifft, so schwöre ich Ihnen, Madame, daß ich jetzt zum ersten Male in meinem Leben mit einer wirklichen Frau spreche.

— Wie soll ich Das verstehen?

— Mit Ihrer Erlaubniß will ich es Ihnen erklären, Baronin. So ein verhungerner Poet, wie ich Einer bin, darf nur aus der Ferne, vom Trottoir, seine Ideale bewundern: jene in satin merveilleux und in Spitzen gefüllten Frauen, die in ihren eigenen Karossen über den Ring fahren, mit ihren

livirten Dienern auf dem Boek, und die so silberhell lachen auf dem Parket ihrer Salons und in den Theaterlogen. Ihre Augen sind glänzender als ihre Brillanten, ihre Schultern weißer als ihre Theaternäpfe und ihre Busen wallen sanfter als der Flaum ihrer Fächer. Und wir wissen, daß diese Göttinnen nicht aus Marmor gemeißelt sind! Ihre Lippen dürsten nach Liebesküßchen und erwidern dieselben gerne; ihre Arme schlingen sich in glühendem Sehnen um den Nacken des Geliebten! . . . Aber ach, wir kommen nie in ihre Nähe; vergebens senden wir ihnen unsere Seufzer und unsere sehnsüchtigen Blicke zu. Wir erreichen sie nicht, gleichwie wir die Sterne nie erreichen, die wir ewig besingen und die kalt auf uns herabschimmern. . . . Ach, Baronin! hätten Sie sich heute nicht meiner Noth erbarmt, ich wäre vielleicht gestorben, ohne jemals auch nur einen Finger einer solchen Frau berührt zu haben . . .

Gleichsam durch seine eigenen Worte erschreckt, hielt Theodor plötzlich inne und Baronin Marcelline sah den jungen Mann jetzt wieder ganz so, wie vorhin am Thor . . .

Doch plötzlich schien der souveräne Stolz des Dichters sich in ihm zu regen. Er ergriff einen vollen Champagnerkelch und rief:

— Auf die verrückten Skaruffe der Liebe und auf die kleinen, namenlosen Dämchen, in deren Schoß sie herniederfallen.

Da begann die Uhr des Speisesaales zu schlagen . . .

#### V.

Es war elf Uhr.

Die Kerzen waren ganz herabgebrannt. Im Kamin verglomm langsam das letzte Stück Holz. An den Marmorsims des Kamins gelehnt betrachtete Marcelline, wie Theodor in sein dünnes Ueberröckchen schlüpfte . . .

In einem Augenblick zogen die Erlebnisse des Nachmittags durch ihr mildes Herz: Sie war auf der Eisbahn gewesen und hatte gelangweilt das hohle Geschwätz ihrer Anbeter angehört. Dann war sie heimgekehrt und hatte ein verhungertes und erfrierendes Genie von der Straße aufgelesen. Sie stillte seinen Hunger und versprach, die Hindernisse auf seiner Ruhmesbahn zu beseitigen . . . Noch niemals war es ihm gegönnt gewesen . . . wie hatte er sich nur ausgedrückt? . . . eine wirkliche Frau zu berühren . . . Der arme Junge! . . .

Theodor trat jetzt zu ihr und wie er sich tief über ihre Hand beugte, fiel ihm sein gewelltes, schwarzes Haar bis auf die großen, leuchtenden Augen herab.

Baronin Marcelline neigte sich zu ihm herab und legte wie zufällig die Hand auf seine Schulter.

— Sie wollen mir „Gute Nacht“ wünschen? fragte sie.

— Aus tiefstem Herzen.

Marcelline legte auch den andern Arm auf seine Schulter und flüsterte:

— Wenn ich „eine wirkliche Frau“ bin, so dürfen Sie diese Nacht bei ihr zubringen . . .



# RONNONNIÈRE.

## Vorsicht.

Bei einer jungen Wittwe wird in der Nacht eingebrochen. Sie wird durch das Geräusch geweckt und ruft:

— Wer da?

Der Dieb antwortet:

— Nichts, gnädige Frau; ich will nicht stehlen!

— Dann bitte ich Sie, über diesen Vorfall Schweigen zu beobachten.

\*

## Von ihm.

Frau Cali Rosenstern sieht ihr letztes Stündlein kommen und fühlt sich gedrungen, ihrem Ehemann gegenüber ihr Gewissen durch ein Geständniß zu erleichtern.

— Moriz, mein Kind, spricht sie, — ich muß Dir sagen: Kobi ist nicht von Dir.

— Wie heißt: Kobi ist nicht von mir?

— Du erinnerst Dich noch: Du warst auf der Leipziger Messe und wir haben gehabt einen Buchhalter, der hat geheißten Adolf Süßmann . . .

— Was fällt Dir ein, Cali? So ein hübscher Mensch wird mit so einer nicht hübschen Jüdin . . .

— Aber Morizleben, ich hab' ihm hundert Mark gegeben!

— So? Wo hast Du genommen hundert Mark?

— Aus Deiner Kasse.

— Nu, dann ist Kobi also doch von mir! . . . . .

\*

## Auf der Straße.

Herr X. Ach, Freund Y.! Seit einem Jahr hat man Sie nicht mehr gesehen! Wo stacken Sie so lange?

Herr Y. Sie kennen sie nicht.

\*

## Schwiegermütterliches.

Herr A. erzählt Herrn B., daß seine Schwiegermutter auf der Straße von einem Hunde gebissen worden sei.

B. War der Hund wüthend?

A. Nein.

B. Dann wird er es werden.

\*

## Aus der Kinderwelt.

Der siebenjährige Franz tritt mit möglichstem Ernste vor seinen Erzeuger hin.

— Papa, gib mir zehn Pfennige.

— Was soll Dir so viel Geld, Fränzchen?

— Ich habe eine Ehrenschild zu begleichen.

# Die erste Geliebte. (14)

Roman von Catulle Mendès.

## II. Kapitel.

Zwei Kinder spielten im Garten, während die Mutter in einer Laube von wildem Wein an einem Tischchen saß und stiftete. Der Garten unterschied sich wenig von jenen, wie sie die bürgerlichen Familien in der Umgebung von Paris besitzen. Etwas Rasen, wenig Bäume, ein dürftiges Bassin, ein schmaler, zweistöckiger Kohziegelbau. Die Kinder — ein sechsjähriger Knabe und ein vierjähriges Mädchen — spielten mit einer Kage in der Nähe der Mutter, die von Zeit zu Zeit in der Arbeit innehielt, um ihre Lieblinge vergnügt zu betrachten. Sie war nicht schön, schien auch nicht sehr jung mit ihrem mattschwarzen, dürftigen Haar, ihren kleinen, grauen, glanzlosen Augen, ihren dünnen, blutleeren Lippen, ihren farblosen Wangen, ihrer spitzen Nase und ihrem platten, knochigen Körper, der in einer engen Robe von verblaßtem Foulard steck. Wer sie so betrachtete, mußte unwillkürlich denken, sie sei eine sehr mürrische, sehr zankstüchtige Person. Selbst die Zärtlichkeit der Mutter brachte keinen Reiz in den Ausdruck dieser Züge. Die Kinder aber in ihrer großen Jugend waren hübsch. Sie trugen ihre Sonntagskleider und brachten mit ihren Spielen heiteres Leben in diesen einsamen Garten.

Jetzt wurde die Gitterthüre geöffnet und eintrat der Vater, mit einem Ueberrock bekleidet, einen in ein Zeitungspapier gewickelten Hummer unter dem Arme tragend.

Der Mann war nahe an die Vierzig und sah sehr gewöhnlich und sehr heiter aus. Er glich den Leuten, die sich des Lebens freuen und neigte sich mit zufriedennem Lachen zu seinen Kleinen herab. Diese umklammerten ihm die Beine und kletterten an ihm hinauf bis zum Barte, den sie zogen, wie vorhin den Schwanz der Kage. Mit dem Einen am rechten, dem Andern am linken Arme ging der Vater weiter. Da entfiel ihm plötzlich der Hummer; sogleich sprang die Kage hinzu, um sich ein Festmahl zu machen. Das gab nun eine heitere Scene. Man nahm den Hummer wieder auf und setzte den Weg ins Haus fort. Jetzt ward der Mann seiner Frau gewahr.

— Guten Abend, liebste Freundin. Du mußt mir nicht zürnen. Uebrigens habe ich etwas zum Essen mitgebracht. Ich bringe auch Gäste; den Verleger Chinon und seinen neuen Gesellschafter, der Geld hat. Das kommt Dir ungelegen, aber es geschieht wegen eines Geschäftes. Empfange die Herren nicht allzu mürrisch. Beim Nachtsch soll ein Vertrag von uns unterzeichnet werden.

Sie erhob sich sehr würdig und sagte:

— Du bist der Herr; Du hast zu befehlen.

Und sie ging hastigen Schrittes in die Küche. Er aber wandte sich gegen die Gitterthüre um und rief:

— Nur herein, meine Herren! Wir werden essen so gut es geht; aber Sie dürfen nichts Besonderes erwarten.

Die Gäste traten ein.

Eine Stunde später saßen Alle im Freien am Tische, auf welchen die Magd eine Suppenschüssel gesetzt hatte. Es

war ein gutbürgerliches Mittagessen mit den herkömmlichen Gesprächen und hie und da einem Kompliment an die Hausfrau für eine besonders gelungene Sauce. Am heitersten war der Hausvater selbst. Er lachte und scherzte, verlangte, daß man eine Flasche guten Wein heraufhole, (was seine Frau überhörte); nahm die Kleinen gegen die üble Laune der Mutter in Schutz; lobte das Essen, lobte die Hausfrau, die selbst auf den Markt geht, selbst die Wirthschaft besorgt. Kurz: er war glücklich und wollte alle Welt, seine Frau, seine Kinder, seine Gäste froh und glücklich sehen.

Dieser Familienvater war Gerbier.

Er machte noch immer Romane, denn man muß ja leben und seine Familie erhalten. An Gedichte, erhabene Dramen und dergleichen Dummheiten dachte er längst nicht mehr. Die Literatur ist ein einträgliches Handwerk wie jedes andere. Es kann nicht Jeder Notar, Landwirth, Fabrikant sein. Man schreibt, weil das Geschriebene verkäufliche Waare ist. Und Alles geht gut, wenn man nur anständig wohnt, sich anständig kleidet und nährt und einen Sparpfennig für die heranwachsenden Kinder beiseite legt. Von Zeit zu Zeit speist man mit einigen Freunden und man hat keinen Grund, sich zu beklagen. Es gibt noch unglücklichere Leute. Gerbier war entschieden ein Mann, der seinen Weg gemacht hat. Was fehlte ihm? Nichts. Seine Bücher — jährlich vier — gingen zu guten Preisen ab; ein Band Novellen zu sechstausend Francs, ein Band Roman zu zehntausend Francs. Es gab da keine großen Auf lagen, denn er hatte seinen besondern Leserkreis: die Familien. In diesen Kreisen war er sehr beliebt und bedurfte keiner Reklame. Ein Werk von ihm war stets ein gutes Geschäft für den Verleger wie für den Autor. Er hatte sogar einen Antrag von einem Provinz-Buchdrucker erhalten, welcher mit Guthei ßung des Erzbischofs Kindergeschichten herausgeben wollte. Dieses Geschäft verhieß ein Vermögen. Er zögerte noch; denn er hatte noch den Ehrgeiz, Jemand zu sein, mit dem die Zeitungen sich beschäftigen. Er hatte noch nicht abgelehnt; aber er will sich die Sache noch überlegen. Man bleibt nicht immer jung und muß an die Zukunft denken. Er wird später auf diese Sache zurückkommen. Einstweilen ist er mit seinem Schicksale zufrieden. Er hatte vor sieben Jahren die einzige Tochter eines Buchhändlers in Mervignan geheirathet; er hat von seinem Schwiegervater noch ein Erkleckliches zu erwarten, abgesehen von der in Staatsrenten angelegten Mitgift seiner Frau, die auch etwas abwarf. Mit einem Worte: er ist zufrieden. Er hat einen Orden; sein Portrait steht in den Schaufenstern; die Leute murmeln voll Bewunderung seinen Namen; und dann — wer weiß — vielleicht kommt er noch in die Aka demie? Warum auch nicht? Es gibt in der Akademie Her zoge, die nicht orthographisch schreiben können, und Poeten, von denen nie ein Mensch reden gehört hat. Sie müssen ihn früher oder später wählen. Wenn nicht, dann umso schlimmer für sie: er wird einen Roman schreiben, in welchem er die ganzen akademischen Intriguen aufdecken wird.

Im Winter lebte Gerbier in Paris, in einer auf die Gasse gehenden Wohnung im dritten Stockwerk; im Sommer bewohnte er dieses Cottage-Haus. Er liebte seine Frau nicht, aber er betete seine Kinder an. Kurz: er war zufrieden und niemals zufriedener als heute, bei diesem Diner, wo man nach

dem Dessert die Ellbogen auf den Tisch stemmt und gemüth lich mit seinen Freunden plaudert, während aus der Küche der Duft des gebrannten Kaffees herüberdringt.

Jetzt ward die Klingel an der Gitterthür gezogen. Man sah Niemanden, denn das Gitter war von innen mit grüner Leinwand verkleidet. Gerbier rief:

— Treten Sie ein! — Es ist vielleicht unser Nachbar. Er ist seit drei Monaten Wittwer und langweilt sich, der arme Kerl. Er wird den Kaffee mit uns nehmen. — Treten Sie ein, sobald man es Ihnen sagt!

Die Thüre ward geöffnet und eine kleine, alte Frau trat in den Garten, bekleidet mit einem verschoffenen braunen Rock, einem gelben Shawl und einem breiten Strohhute mit grünem Bande. Im Abenddunkel konnte man ihre Züge nicht genau unterscheiden; doch sah man, daß sie bleich sei, wie ein Kranker oder Gefangener. Schüchtern trat sie näher. Gerbier vermuthete, es sei eine Arme, die eine Unterstützung verlangen will. Er erhob sich und ging ihr entgegen.

— Sie wünschen, Madame?

— Oh bitte, stören Sie sich nicht, meine Herrschaften! Ich suchte Herrn Evelin Gerbier, aber ich sehe, daß ich mich geirrt habe; Das wird wohl nicht hier sein?

— Ich bin Evelin Gerbier.

— Oh, ich bedaure, Sie bei Tische gestört zu haben. Man hat mich gebeten, Ihnen einen Brief zu überbringen; da ist er. Bitte allerseits um Verzeihung! . . .

Sie überreichte ihm ein Papier und entfernte sich rasch unter vielen Bücklingen.

— Ich kenne Das, sagte Gerbier. Es kommen solche Bittstellerinnen öfter. Sie schreiben, daß sie seit drei Tagen nichts gegessen, daß sie ihre Matratze, ihre Nähmaschine verpfändet haben. Ich wette, daß sich in diesem Umschlag ein Pfandschein findet. Am folgenden Tage holen sie sich den Bescheid und wenn man den Wisch verlegt hat, werden sie böse und drohen mit einem Prozesse. Es ist die reine Plün derung! Den Bettlern, die von Haus zu Haus ziehen, gebe ich nichts; sie sind reicher als wir.

Die Gäste stimmten ihm lachend zu, mit dem Lachen von Leuten, die gut zu Mittag gegessen haben. Nur Herr Chinon meinte, daß Herr Gerbier sich diesmal vielleicht täusche, daß der Umschlag wohl etwas Anderes enthalten werde.

— Nun, Sie sollen sehen, sagte der Herr des Hauses. — Dann, zu seinem Sohne gewendet: Deffne diesen Brief, Fernand, und lies ihn uns vor. Sie müssen wissen: Fernand kann lesen, obgleich er erst fünfzehn Jahre zählt.

— Er kann Gedrucktes lesen, aber nicht Geschriebenes, bemerkte die Mutter.

— Auch Geschriebenes. Neulich las er ohne Fehler eine ganze Seite eines Romans, den ich eben unter der Feder habe. Lies Fernand! und paß' auf; zeige was Du kannst.

Der kleine Mann begann zu lesen:

„Die Frau, die Ihnen diese Zeilen überbringt, ist eine Unglückliche, die dank einem Gnadenakte das Gefängniß ver lassen durfte. . . .“

— Das ist neu! rief Gerbier. Jetzt erzählen die Bettlerinnen gar, um uns sicherer zu rühren, daß sie aus dem Gefängniß kommen. Sehr gut! Lies weiter, mein Kleiner!

„Verzeihen Sie, daß ich mich einer solchen Botin bediene; ich hatte keine Wahl. Sie mußten dringend von dem Dienste unterrichtet werden, den ich von Ihnen erwarte . . .“

Gerbier hatte sich erhoben; er war leichenblaß geworden.

— Was ist Dir? fragte Frau Gerbier.

— Was ist Ihnen? fragten die Gäste.

— Nichts, nichts; ein Frösteln . . . Es ist nicht gut, Abends im Freien zu essen . . . selbst im Sommer nicht.

Er ließ sich wieder auf seinen Sessel nieder. Der Kleine las weiter:

„ . . . einen Dienst, welchen ich von Ihnen zu erwarten berechtigt bin . . .“

— Genug, genug! rief Gerbier. Gib den Brief! . . .

Er nahm den Brief, steckte ihn in die Tasche und sagte mit erzwungenem Lächeln:

— Ich weiß schon, was es ist . . . ich war benachrichtigt . . . Sie hatten Recht, diese Frau war keine Bettlerin. Aber es ist nichts von Bedeutung . . . Wo bleibt der Kaffee? . . . Bekommen wir ihn noch heute?

Man brachte den Kaffee und die Unterhaltung kam langsam wieder in Fluß. Von Zeit zu Zeit versiel Gerbier in ein Nachsinnen, aus dem er sich dann gewaltsam wieder aufraffte. Er lachte, erzählte allerlei Geschichten, sprach von seinem nächsten Buche und von einem Stücke, das er vorbereite: aber es war unschwer zu erkennen, daß er sich Zwang anthat und daß sein Herz nicht dabei war, wenn er seine Gäste zerstreuen wollte. Man merkte, daß etwas Ernstes geschehen sein müsse. Herr Chinon fragte, um welche Stunde der Zug nach Paris abgehe. Gerbier antwortete hastig: „Sie müssen sich sehr beeilen, wenn Sie noch zurecht kommen wollen.“

### III. K a p i t e l.

Als seine Gäste fort waren, er seine Frau auf die Stirne geküßt, seine Kinder mit ungewohnter stürmischer Zärtlichkeit an seine Brust gedrückt hatte, eilte er, drei und drei Stufen nehmend, die Treppe hinauf und schloß sich in seinem Zimmer ein, wo er auf einen Sessel sank, indem er murmelte: „Unmöglich! Sie muß längst todt sein! Ich muß mich getäuscht haben!“ Er zog den Brief aus der Tasche und suchte die Unterschrift. „Honorine“. Jawohl, Honorine, in sauberen, festen Zügen. In einer instinktiven Regung, diesen Namen zu fliehen, erhob er den Kopf und sah im Spiegel, daß er fürchterlich bleich sei.

Er fühlte sich versucht, den Brief zu zerreißen und die Stücke dem Nachtwinde preiszugeben. Nein, er wird diesen Brief nicht lesen! . . .

Aber er behielt ihn dennoch zerknüllt zwischen seinen Fingern.

Und er begann nachzusinnen, mit dem starren Blick eines Menschen, der ein Gespenst sieht. Was will dieses Weib von ihm? Was sucht sie nach achtjähriger Trennung in seinem Leben? Seit jener fürchterlichen Nacht hatte er das böse Weib nicht wieder gesehen. Nur aus den Zeitungen hatte er den Prozeß und die Verurtheilung der Madame d'Arlemont erfahren. Und sie befand sich in einem Strafhause, sehr weit, im Dunkel, in der Vergessenheit; und er hatte geheirathet und war glücklich, ehrbar, geachtet. Es gab keine Gemeinschaft mehr zwischen der Glenden, die ihr Verbrechen abbüßte, und ihm, der reich und berühmt, in Ruhe und Wertschätzung die Früchte seiner Arbeit genießt. Nein, er wird diesen Brief nicht lesen!

Aber, wie von einer unüberwindlichen Gewalt gezogen, las er ihn dennoch.

In einem sehr korrekten, von Leidenschaft und Vertraulichkeit gleich freiem Styl verlangte Madame d'Arlemont in der That einen Dienst von ihm. Nach mehr als acht Jahren guter Aufführung im Strafhause — schrieb sie — glaube sie Anspruch auf einen Strafnachlaß, sogar auf gänzliche Begnadigung zu haben. Viele Verurtheilte, die eine weniger günstige Konduitenote haben, Giftmischerinnen, Falschünzerinnen und dergleichen hätten diese Gunst erreicht. Sie verdiene wohl, daß ihr Name aus Anlaß des nächsten Nationalfestes auf der Liste der Begnadigten figurire. Sie habe bereits durchgeseht, daß mehrere einflußreiche Personen, die sie ehemals gekannt, für sie Schritte thun im Gnadenamte und selbst beim Minister; sie hoffe, daß Gerbier, in den offiziellen Kreisen sehr geschätzt und beliebt, seine Bitten jenen der übrigen Fürsprecher hinzufügen werde. Im Uebrigen gab es in dem Briefe keine deutliche Anspielung auf die Liebe von ehemals, auf ihr langes Verhältniß; sie wandte sich ganz einfach an einen Freund, an einen Bekannten. In einer Nachschrift fügte sie hinzu, daß das Nationalfest (14. Juli) schon sehr nahe — der Brief trug das Datum des 8. Juli — und daher kein Augenblick zu verlieren sei.

Gerbier schlug mit der Faust auf die Marmorplatte des Kamins und rief:

— Nein!

(Fortsetzung folgt.)

### Stimmen aus dem Publikum.

Ein Leser unseres Blattes, den offenbar die „Lieder an die Eisfer“, welche wir in unserer letzten Nummer publizirten, angeregt haben, sendet uns die folgenden Strophen, die in heiferen Gesellschaften nach der Melodie des berühmten Kanapéliedes gesungen werden können:

In einer Zeitung hab' ich jüngst gelesen,  
Von einer Dame ohne Anferleib,  
Das ist gewiß ein böser Scherz gewesen,  
Es gibt kein derart reduzirtes Weib;  
Denn ohne Anferleib  
Kann man nicht leben . . . nee,  
Wie seht ein solches Weib  
Sich denn auf's Kanapé?  
Denn ohne Anferleib u. s. w.

war ein gutbürgerliches Mittagessen mit den herkömmlichen Gesprächen und hie und da einem Kompliment an die Hausfrau für eine besonders gelungene Sauce. Am heitersten war der Hausvater selbst. Er lachte und scherzte, verlangte, daß man eine Flasche guten Wein heraufhole, (was seine Frau überhörte); nahm die Kleinen gegen die üble Laune der Mutter in Schutz; lobte das Essen, lobte die Hausfrau, die selbst auf den Markt geht, selbst die Wirthschaft besorgt. Kurz: er war glücklich und wollte alle Welt, seine Frau, seine Kinder, seine Gäste froh und glücklich sehen.

Dieser Familienvater war Gerbier.

Er machte noch immer Romane, denn man muß ja leben und seine Familie erhalten. An Gedichte, erhabene Dramen und dergleichen Dummheiten dachte er längst nicht mehr. Die Literatur ist ein einträgliches Handwerk wie jedes andere. Es kann nicht Jeder Notar, Landwirth, Fabrikant sein. Man schreibt, weil das Geschriebene verkäufliche Waare ist. Und Alles geht gut, wenn man nur anständig wohnt, sich anständig kleidet und nährt und einen Sparpfennig für die heranwachsenden Kinder beiseite legt. Von Zeit zu Zeit speist man mit einigen Freunden und man hat keinen Grund, sich zu beklagen. Es gibt noch unglücklichere Leute. Gerbier war entschieden ein Mann, der seinen Weg gemacht hat. Was fehlte ihm? Nichts. Seine Bücher — jährlich vier — gingen zu guten Preisen ab; ein Band Novellen zu sechstausend Francs, ein Band Roman zu zehntausend Francs. Es gab da keine großen Auf lagen, denn er hatte seinen besonderen Leserkreis: die Familien. In diesen Kreisen war er sehr beliebt und bedurfte keiner Reklame. Ein Werk von ihm war stets ein gutes Geschäft für den Verleger wie für den Autor. Er hatte sogar einen Antrag von einem Provinz-Buchdrucker erhalten, welcher mit Guthei ßung des Erzbischofs Kindergeschichten herausgeben wollte. Dieses Geschäft verhieß ein Vermögen. Er zögerte noch; denn er hatte noch den Ehrgeiz, Jemand zu sein, mit dem die Zeitungen sich beschäftigen. Er hatte noch nicht abgelehnt; aber er will sich die Sache noch überlegen. Man bleibt nicht immer jung und muß an die Zukunft denken. Er wird später auf diese Sache zurückkommen. Einstweilen ist er mit seinem Schicksale zufrieden. Er hatte vor sieben Jahren die einzige Tochter eines Buchhändlers in Mervignan geheirathet; er hat von seinem Schwiegervater noch ein Erkleckliches zu erwarten, abgesehen von der in Staatsrenten angelegten Mitgift seiner Frau, die auch etwas abwarf. Mit einem Worte: er ist zufrieden. Er hat einen Orden; sein Portrait steht in den Schaufenstern; die Leute murmeln voll Bewunderung seinen Namen; und dann — wer weiß — vielleicht kommt er noch in die Akademie? Warum auch nicht? Es gibt in der Akademie Herzoge, die nicht orthographisch schreiben können, und Poeten, von denen nie ein Mensch reden gehört hat. Sie müssen ihn früher oder später wählen. Wenn nicht, dann umso schlimmer für sie: er wird einen Roman schreiben, in welchem er die ganzen akademischen Intriguen aufdecken wird.

Im Winter lebte Gerbier in Paris, in einer auf die Gasse gehenden Wohnung im dritten Stockwerk; im Sommer bewohnte er dieses Cottage-Haus. Er liebte seine Frau nicht, aber er betete seine Kinder an. Kurz: er war zufrieden und niemals zufriedener als heute, bei diesem Diner, wo man nach

dem Dessert die Ellbogen auf den Tisch stemmt und gemüthlich mit seinen Freunden plaudert, während aus der Küche der Duft des gebrannten Kaffees herüberdringt.

Jetzt ward die Klingel an der Gitterthür gezogen. Man sah Niemanden, denn das Gitter war von innen mit grüner Leinwand verkleidet. Gerbier rief:

— Treten Sie ein! — Es ist vielleicht unser Nachbar. Er ist seit drei Monaten Wittwer und langweilt sich, der arme Kerl. Er wird den Kaffee mit uns nehmen. — Treten Sie ein, sobald man es Ihnen sagt!

Die Thüre ward geöffnet und eine kleine, alte Frau trat in den Garten, bekleidet mit einem verschoffenen braunen Rock, einem gelben Shawl und einem breiten Strohhute mit grünem Bande. Im Abenddunkel konnte man ihre Züge nicht genau unterscheiden; doch sah man, daß sie bleich sei, wie ein Kranker oder Gefangener. Schüchtern trat sie näher. Gerbier vermuthete, es sei eine Arme, die eine Unterstützung verlangen will. Er erhob sich und ging ihr entgegen.

— Sie wünschen, Madame?

— Oh bitte, stören Sie sich nicht, meine Herrschaften! Ich suchte Herrn Evelin Gerbier, aber ich sehe, daß ich mich geirrt habe; Das wird wohl nicht hier sein?

— Ich bin Evelin Gerbier.

— Oh, ich bedaure, Sie bei Tische gestört zu haben. Man hat mich gebeten, Ihnen einen Brief zu überbringen; da ist er. Bitte allerseits um Verzeihung! . . .

Sie überreichte ihm ein Papier und entfernte sich rasch unter vielen Bücklingen.

— Ich kenne Das, sagte Gerbier. Es kommen solche Bittstellerinnen öfter. Sie schreiben, daß sie seit drei Tagen nichts gegessen, daß sie ihre Matratze, ihre Nähmaschine verpfändet haben. Ich wette, daß sich in diesem Umschlag ein Pfandschein findet. Am folgenden Tage holen sie sich den Bescheid und wenn man den Wisch verlegt hat, werden sie böse und drohen mit einem Prozesse. Es ist die reine Plünderung! Den Bettlern, die von Haus zu Haus ziehen, gebe ich nichts; sie sind reicher als wir.

Die Gäste stimmten ihm lachend zu, mit dem Lachen von Leuten, die gut zu Mittag gegessen haben. Nur Herr Chinon meinte, daß Herr Gerbier sich diesmal vielleicht täusche, daß der Umschlag wohl etwas Anderes enthalten werde.

— Nun, Sie sollen sehen, sagte der Herr des Hauses. — Dann, zu seinem Sohne gewendet: Deffne diesen Brief, Fernand, und lies ihn uns vor. Sie müssen wissen: Fernand kann lesen, obgleich er erst fünfeinhalb Jahre zählt.

— Er kann Gedrucktes lesen, aber nicht Geschriebenes, bemerkte die Mutter.

— Auch Geschriebenes. Neulich las er ohne Fehler eine ganze Seite eines Romans, den ich eben unter der Feder habe. Lies Fernand! und paß' auf; zeige was Du kannst.

Der kleine Mann begann zu lesen:

„Die Frau, die Ihnen diese Zeilen überbringt, ist eine Unglückliche, die dank einem Gnadenakte das Gefängniß verlassen durfte. . . .“

— Das ist neu! rief Gerbier. Jetzt erzählen die Bettlerinnen gar, um uns sicherer zu rühren, daß sie aus dem Gefängniß kommen. Sehr gut! Pies weiter, mein Kleiner!

„Verzeihen Sie, daß ich mich einer solchen Botin bediene; ich hatte keine Wahl. Sie mußten dringend von dem Dienste unterrichtet werden, den ich von Ihnen erwarte . . .“

Gerbier hatte sich erhoben; er war leichenblaß geworden.

— Was ist Dir? fragte Frau Gerbier.

— Was ist Ihnen? fragten die Gäste.

— Nichts, nichts; ein Frösteln . . . Es ist nicht gut, Abends im Freien zu essen . . . selbst im Sommer nicht.

Er ließ sich wieder auf seinen Sessel nieder. Der Kleine las weiter:

„ . . . einen Dienst, welchen ich von Ihnen zu erwarten berechtigt bin . . .“

— Genug, genug! rief Gerbier. Gib den Brief! . . .

Er nahm den Brief, steckte ihn in die Tasche und sagte mit erzwungenem Lächeln:

— Ich weiß schon, was es ist . . . ich war benachrichtigt . . . Sie hatten Recht, diese Frau war keine Bettlerin. Aber es ist nichts von Bedeutung . . . Wo bleibt der Kaffee? . . . Bekommen wir ihn noch heute?

Man brachte den Kaffee und die Unterhaltung kam langsam wieder in Fluß. Von Zeit zu Zeit versiel Gerbier in ein Nachsinnen, aus dem er sich dann gewaltsam wieder aufrass. Er lachte, erzählte allerlei Geschichten, sprach von seinem nächsten Buche und von einem Stücke, das er vorbereite: aber es war unschwer zu erkennen, daß er sich Zwang anthat und daß sein Herz nicht dabei war, wenn er seine Gäste zerstreuen wollte. Man merkte, daß etwas Ernstes geschehen sein müsse. Herr Chinon fragte, um welche Stunde der Zug nach Paris abgehe. Gerbier antwortete hastig: „Sie müssen sich sehr beeilen, wenn Sie noch zurecht kommen wollen.“

### III. K a p i t e l.

Als seine Gäste fort waren, er seine Frau auf die Stirne geküßt, seine Kinder mit ungewohnter stürmischer Zärtlichkeit an seine Brust gedrückt hatte, eilte er, drei und drei Stufen nehmend, die Treppe hinauf und schloß sich in seinem Zimmer ein, wo er auf einen Sessel sank, indem er murmelte: „Unmöglich! Sie muß längst todt sein! Ich muß mich getäuscht haben!“ Er zog den Brief aus der Tasche und suchte die Unterschrift. „Honorine“. Jawohl, Honorine, in sauberen, festen Zügen. In einer instinktiven Regung, diesen Namen zu fliehen, erhob er den Kopf und sah im Spiegel, daß er fürchterlich bleich sei.

Er fühlte sich versucht, den Brief zu zerreißen und die Stücke dem Nachwinde preiszugeben. Nein, er wird diesen Brief nicht lesen! . . .

Aber er behielt ihn dennoch zerknüllt zwischen seinen Fingern.

Und er begann nachzusinnen, mit dem starren Blick eines Menschen, der ein Gespenst sieht. Was will dieses Weib von ihm? Was sucht sie nach achtjähriger Trennung in seinem Leben? Seit jener fürchterlichen Nacht hatte er das böse Weib nicht wieder gesehen. Nur aus den Zeitungen hatte er den Prozeß und die Verurtheilung der Madame d'Arlemont erfahren. Und sie befand sich in einem Strafhause, sehr weit, im Dunkel, in der Vergessenheit; und er hatte geheirathet und war glücklich, ehrbar, geachtet. Es gab keine Gemeinschaft mehr zwischen der Glenden, die ihr Verbrechen abbüßte, und ihm, der reich und berühmt, in Ruhe und Wertschätzung die Früchte seiner Arbeit genießt. Nein, er wird diesen Brief nicht lesen!

Aber, wie von einer unüberwindlichen Gewalt gezogen, las er ihn dennoch.

In einem sehr korrekten, von Leidenschaft und Vertraulichkeit gleich freiem Styl verlangte Madame d'Arlemont in der That einen Dienst von ihm. Nach mehr als acht Jahren guter Aufführung im Strafhause — schrieb sie — glaube sie Anspruch auf einen Strafnachlaß, sogar auf gänzliche Begnadigung zu haben. Viele Verurtheilte, die eine weniger günstige Konduitenote haben, Giftmischerinnen, Falschzüngerinnen und dergleichen hätten diese Günst erreicht. Sie verdiene wohl, daß ihr Name aus Anlaß des nächsten Nationalfestes auf der Liste der Begnadigten figurire. Sie habe bereits durchgesetzt, daß mehrere einflußreiche Personen, die sie ehemals gekannt, für sie Schritte thun im Gnadenamte und selbst beim Minister; sie hoffe, daß Gerbier, in den offiziellen Kreisen sehr geschätzt und beliebt, seine Bitten jenen der übrigen Fürsprecher hinzufügen werde. Im Uebrigen gab es in dem Briefe keine deutliche Anspielung auf die Liebe von ehemals, auf ihr langes Verhältniß; sie wandte sich ganz einfach an einen Freund, an einen Bekannten. In einer Nachschrift fügte sie hinzu, daß das Nationalfest (14. Juli) schon sehr nahe — der Brief trug das Datum des 8. Juli — und daher kein Augenblick zu verlieren sei.

Gerbier schlug mit der Faust auf die Marmorplatte des Kamins und rief:

— Nein!

(Fortsetzung folgt.)

### Stimmen aus dem Publikum.

Ein Leser unseres Blattes, den offenbar die „Lieder an die Eiserne“, welche wir in unserer letzten Nummer publizirten, angeregt haben, sendet uns die folgenden Strophen, die in heiteren Gesellschaften nach der Melodie des berühmten Kanapéliedes gesungen werden können:

In einer Zeitung hab' ich jüngst gelesen,  
Von einer Dame ohne Unterleib,  
Das ist gewiß ein böser Scherz gewesen,  
Es gibt kein derart reduirtes Weib;  
Denn ohne Unterleib  
Kann man nicht leben . . . nee,  
Wie seht ein solches Weib  
Sich denn auf's Kanapé?  
Denn ohne Unterleib u. s. w.



- Sag' mir Alles, Betty, was Du weißt ; Du sollst fünf Mark haben.
- Was ? fünf Mark ? Die „Gnädige“ zahlt mir das Dreifache fürs Schweigen.